

Die Schweiz und die Schweizer

Autor(en): **Schindler, Dietrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 17

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

anschauungen, wie sie z. B. in der Einrichtung der Landsgemeinden zum Ausdruck kommen, mit der Theorie Rousseaus — ein Vorgang, der schon von Prof. Fleiner in seiner bekannten Antrittsrede über den Wandel der modernen Staatstheorien in der Schweiz aufgehellert wurde — ist nichts Geringeres hervorgegangen als der gegenwärtige schweizerische Staat, die reine Demokratie.

Der *Suisse une et diverse* Gonzague de Reynolds, die neben so viel Ausgezeichnetem noch einen kurzen Abriss der rätoromanischen und der welschen Literatur- und Geistesentwicklung enthält, ist eine weite Verbreitung innigst zu wünschen, nicht allein damit dieses Werk den verdienten Dank reicher Anerkennung auslöse, sondern damit es die hohe patriotische Idee, der es dient, zur höchsten Wirkung und Entfaltung bringen kann.

WALTHER MEIER



DIE SCHWEIZ UND DIE SCHWEIZER¹⁾

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Privatdozent an der Universität Bern, ist vor bald 25 Jahren aus Russland in die Schweiz eingewandert. Für das schweizerische Wesen, das ihm anfangs schroff und abstoßend erschien, empfindet er heute Liebe und Achtung. Er bedenkt uns denn auch mit viel, vielleicht zu viel Lob.

Lifschitz charakterisiert die Schweiz als eine Welt für sich und zwar eine sehr reichhaltige und mannigfaltige Welt. „Man darf wohl behaupten: die Schweiz und die Schweizer sind eine Kompliziertheit in der Einfachheit.“ Er habe hier vor allem gelernt: ruhig und sachlich die sozialen Erscheinungen zu beurteilen. Unter Hinweis auf den Ausgleich, den Zentralismus und Föderalismus gefunden haben, erklärt Lifschitz den Schweizer als einen geradezu hervorragenden Taktiker auf dem Gebiete der innern Politik. Das Schweizervolk sei in staatsbürgerlicher Beziehung das „Salz der Welt“.

Tiefen Eindruck macht dem Verfasser die schweizerische Einfachheit. „Der Schweizer ist nicht der Mann des äußeren Glanzes, er ist nicht der Mann der Aufdringlichkeit, um Eindruck zu machen. . . . Er ist nicht schüchtern, sondern bescheiden, rücksichtsvoll und einfach.“ „Die Einfachheit ist zugleich die Philosophie des Schweizertums, die Basis der gesunden und lebenskräftigen Lebensauffassung, das pulsierende Blut Helvetiens, die Luft, die alle Gaue des Landes der Freiheit durchweht.“ „Der Schweizer ist ein ausgesprochener Anhänger der Aufrichtigkeit, da er im Grunde ein sehr ehrlicher Charakter ist. Natürlichkeit und Aufrichtigkeit sind die großen Tugenden der Helvetier . . . Einen Fußtritt von oben zu erhalten und nach unten ihn weiter zu geben, — das kennt man in der Schweiz nicht.“ Wenn der Schweizer dem Ausländer grob erscheine, so liege der Fehler auf Seiten des Ausländers: „nicht grob ist der Schweizer, sondern falsch ist der Ausländer.“ Diese Stellen finden sich in einem Passus des Buches, den der Verfasser als einen Versuch „zur Philosophie der sog. bernischen Grobheit“ bezeichnet.

¹⁾ F. Lifschitz, *Die Schweiz und die Schweizer*, Eindrücke und Betrachtungen. Bern 1924, Eugen Roos, Verlag.

Der oft gehörte Vorwurf, der Schweizerstandpunkt sei der Geldstandpunkt, wird zurückgewiesen. Im Gegenteil, der Schweizer sei ein Idealist; „Grattez le Suisse et vous trouvez un idéaliste.“ Lifschitz verbreitet sich dann über weitere spezifisch schweizerische Eigenschaften: den ausgesprochenen Wirklichkeitssinn (der bewirkt, „dass die Schweiz geniale Naturwissenschaftler und Ingenieure aufzuweisen hat, dafür aber keine Philosophen, denn der Schweizer hat für die Abstraktion keine besondere Vorliebe“), das konservative Wesen, das der Evolution, nicht der Revolution hold sei („Die revolutionäre Gesinnung ist in der Schweiz von jeher ein Importartikel gewesen, mit welchem Ausländer oder „Konfektionsschweizer“ hausieren“) den hohen Stand der Volksintelligenz und den Ordnungssinn. Schließlich sei der Schweizer auch der beste Wohltäter.

Ein Kapitel enthält Betrachtungen über die freisinnig-demokratische Partei. Diese Partei habe große Verdienste um die Entwicklung der Schweiz. Aber es sei historisch-objektiv bedingt, dass sie als Mehrheits- und Regierungspartei ihrem Ende entgegengehe. In seiner Glanzperiode habe der Freisinn Volkskreise umfasst, die in wirtschaftlicher Hinsicht entgegengesetzte Interessen aufzuweisen hatten. „Solange es noch galt, das Land und seine Institutionen demokratisch auszubilden und auszugestalten, war es ihm auch möglich, die verschiedenen Kreise politisch zusammenzuhalten und eine einheitliche politische Front zu bilden und zu befestigen. Je mehr die Arbeit auf dem Gebiete der Ausgestaltung und des Ausbaues der schweizerischen Demokratie der Vollendung und dem Abschluss sich näherte, desto schwieriger gestaltete sich die Position der Partei.“ Die Bevölkerungskreise, aus denen sie sich rekrutierte, differenzierten sich in Gruppen von verschiedenen wirtschaftlichen Interessen: Kleingewerbe, Großindustrie, Landwirtschaft, Staatsbeamte und Privatangestellte, deren Bestrebungen nicht mehr leicht von einer Partei zu befriedigen waren. Eine Zeitlang ließ sich dies zwar durch Bekennung zur Realpolitik bewerkstelligen. Aber: „Je mehr der Freisinn realpolitisch wurde, und das war für ihn eine Notwendigkeit, um sich als Mehrheitspartei zu behaupten, desto mehr entfernte er sich seiner ursprünglichen Basis, dem Idealismus. Hier haben wir den Ursprung der Ursachen des Zusammenschumpfens des Freisinns zu suchen.“

Die sozialdemokratische Partei, der ein folgendes Kapitel gewidmet ist, sei theoretisch auf fremde Geistesprodukte angewiesen. Da liege die Quelle ihrer Fehltaktik. „Da sie darauf angewiesen ist, immer aus fremden Quellen zu schöpfen, so wird es begreiflich, dass in der Schweiz oft Ideen kolportiert werden, welche hier ganz deplaziert sind.“

Die innere Politik der letzten Jahre definiert Lifschitz wenig schmeichelhaft als: „Ein System der abwechselnden Unklugheiten, einmal von rechts und ein andermal von links.“ (Generalstreik, Lex Häberlin, Vermögensabgabe.)

Anerkennende Worte findet der Verfasser für die Tätigkeit der Neuen Helvetischen Gesellschaft und vor allem für *Wissen und Leben*. Beide hätten dazu beigetragen, den politischen Idealismus in der Schweiz kräftig zu fördern. „Ernst Bovet hat man hier sehr dankbar zu sein ... Die Richtung von *Wissen*

und Leben . . . hat Bausteine geliefert zur Renovation des politischen Idealismus und in diesem Sinne wird sie von historisch dauerndem Werte bleiben.“

Von „Problemen der schweizerischen Kulturphilosophie“ handelt ein eigenes Kapitel. Die Beziehungen zwischen Politik und Ökonomie werden untersucht. Mit Recht wird bemerkt, dass die Politik mehr und mehr demokratisch werde „was vernünftigerweise eine Vielseitigkeit der Kenntnisse voraussetzt, während die wirtschaftliche Entwicklung gerade das Gegenteil aufweist, nämlich die Beschränkung der Kenntnisse.“ Politisch wachse die Freiheit, während wirtschaftlich der Kreis der Unabhängigen zusammenschrumpfe. Dann wird besprochen der Gegensatz von Realismus und Idealismus, von Individualismus und Gemeinschaft, von Nationalität und Internationalität.

In einem Schlusswort werden einige positive Vorschläge gemacht. Es sollte in der Schweiz eine internationale Friedenshochschule vom Völkerbund gegründet werden. Der Verfasser wiederholt ferner seinen Vorschlag auf Gründung eines Vereins für schweizerische Wirtschaftspolitik, den er schon vor zehn Jahren in *Wissen und Leben* gemacht hat. Schließlich soll eine eidgenössische Schule für Parteiwesen geschaffen werden. An dieser wären Politik, Geschichte der politischen Parteien, Volkswirtschaftslehre, Rechtsphilosophie, Soziologie zu lehren.

*

Die Schilderung, die Lifschitz vom schweizerischen Charakter gibt, ist wohl — von einigen Übertreibungen zu unsern Gunsten abgesehen — im allgemeinen zutreffend. Immerhin passt sie mehr auf den Deutschschweizer als auf den Welschschweizer. Es ist richtig, und dem Ausland gegenüber immer wieder zu betonen, dass wir nach außen eine Einheit sind. Aber im Innern lassen sich doch eine Reihe typischer Unterschiede feststellen, deren Darstellung reizvoll gewesen wäre, um so mehr, als sich ja das alemannische und das welsche Wesen in glücklicher Weise ergänzen. Überhaupt hätte m. E. auf die kulturelle Vielgestaltigkeit der Schweiz mehr Gewicht gelegt werden dürfen. Dieser Vielgestaltigkeit verdanken wir es, dass wir in kultureller Beziehung nicht zur bloßen Provinz eines unserer Nachbarstaaten geworden sind. Und vor allem hätte die schweizerische Neutralität, die gleichsam der völkerrechtliche Reflex unserer komplizierten inneren Verhältnisse ist, eine Darstellung verdient. Die Neutralität ist nicht nur eine feststehende Maxime in unseren auswärtigen Beziehungen, sondern sie wirkt auch auf die innere Politik, ist sie doch die notwendige Voraussetzung dafür, dass wir in einem von Nationalismus zerrissenen Europa ein Völkerbund im Kleinen sein können. Ohne Kenntnis der Neutralität (und diese Kenntnis ist im Ausland wenig verbreitet) ist die schweizerische Politik nicht verständlich.

Eine weitere Lücke besteht darin, dass neben der freisinnig-demokratischen und der sozialdemokratischen Partei und ihren neueren Abzweigungen die dritte große Partei, die katholisch-konservative, nicht erwähnt ist. Das muss falsche Vorstellungen erzeugen. Der Verfasser hat übrigens nicht nur in der Schilderung der Parteiverhältnisse, sondern auch bei der Darstellung des schweizerischen Charakters das religiöse Moment völlig beiseite gelassen. Er hätte darauf

kommen müssen, wenn er nach der Grundlage des viel erwähnten schweizerischen Idealismus gefragt hätte.

Trotz dieser Lücken darf dem Buch ein weiter Lesekreis gewünscht werden. Vor allem der Ausländer, der die Schweiz nicht nur aus der Perspektive des Hotelgastes kennen lernen will, wird darin manchen lehrreichen Aufschluss finden. Die Stärke des Werkes liegt allerdings mehr in der Darstellung des schweizerischen Charakters, als in der Schilderung der schweizerischen Politik.

Hätte der Verfasser, ein Ausländer, an unsern Verhältnissen abfällige Kritik geübt, so würden wir das als taktlos empfinden. Aber für den Gebrauch unter Schweizern müssen an seinen allzu günstigen Urteilen einige Korrekturen angebracht werden.

Bei Besprechung der schweizerischen Einfachheit erzählt Lifschitz z. B. folgendes: „Wie oft hatte ich Gelegenheit, die sog. Stammtische zu beobachten, bei welchen ein Professor, ein hoher Bundesbeamter, ein Großindustrieller, ein Bäcker, ein Schneidermeister und ein Barbier saßen! Der Verkehr war recht freundlich, natürlich und einfach. Wiederholt habe ich in Bern gesehen, wie ein schweizerischer Bundesrichter mit einem Dienstmann Schach spielte, oder wie ein Oberst-Korps-Kommandant mit einem ganz gewöhnlichen Männchen politisiert und ein junger Professor mit einem Straßenhändler von Beruf eine Skatpartie spielt!“ Das ist ja ganz nett und sicher besser als hochmütige Abschließung. (Übrigens handelt es sich dabei um vereinzelte Erscheinungen und nicht um eine allgemein schweizerische Sitte.) Aber soweit die Erzählung zutrifft: stimmt nicht die geistige Genügsamkeit dieser hohen Persönlichkeiten etwas bedenklich? Unsere Anspruchslosigkeit ist nur von Gutem, wenn sie sich auf die äußeren Lebensverhältnisse bezieht, nicht wenn sie sich auf das geistige Leben erstreckt! Es darf nicht vergessen werden: die gut schweizerische, traditionelle Einfachheit entspringt nicht einer kulturellen Rückständigkeit, sondern einer Konzentration aller Energien auf die wesentlichen Lebenswerte, und einer daraus folgenden Vernachlässigung, ja Verachtung aller Äusserlichkeiten. — Wieviel Schweizer sind übrigens noch aus Überzeugung einfach? Hat nicht diese Tugend, wie viele andere, unter dem Einfluss des industriellen und kommerziellen Aufschwunges und der großstädtischen Entwicklung bedenklich abgenommen?

Aber auch das demokratische Prinzip hat seine Schattenseiten. Es hat zu einer wahren Scheu vor der Persönlichkeit geführt. Schon rein äußerlich sind wir durch die kollegiale Organisation aller Behörden, von den untersten bis zu den obersten, in der Ausschaltung des Einflusses des Einzelnen weiter gegangen als irgendein anderer Staat. Dazu kommt noch die Sitte, welche verlangt, dass die einzelne Persönlichkeit hinter der Anonymität einer Behörde oder Kommission verschwindet. Typisch ist, dass das große Publikum kaum die Namen, geschweige denn die politischen Ansichten seiner Bundesräte, Regierungsräte und Stadträte kennt. Ein schweizerischer Magistrat wird der breiten Öffentlichkeit in der Regel erst dann wirklich bekannt, wenn er angegriffen wird. Diese Verhältnisse haben wohl manche starke und bedeutende Persönlichkeit von der Politik ferngehalten oder sie darin nicht zur vollen Geltung kommen lassen.

Aber es ist zuzugeben, dass dieses Verschwinden der Person hinter der Sache auch große Vorzüge hat.

Wer über schweizerische Kulturphilosophie schreibt, muss sich fragen, ob die materiellen Grundlagen der Kultur noch vorhanden sind. Lifschitz widmet dieser Frage einige allgemeine Bemerkungen. Aber dahin gehört heute, nebst manchen andern, ein besonders brennendes Problem: die Steuerpolitik. Selbst in unserem, vom Kriege verschonten Land haben die Steuern eine Höhe erreicht, welche auf die Dauer der Kultur gefährlich werden muss. Der ungeheure Steuerdruck bedroht die wirtschaftliche Existenz des schon durch die ökonomischen Kriegsfolgen schwer geschädigten Mittelstandes, also gerade jener Schicht, welche kraft ihrer Unabhängigkeit, ihrer Bildung und ihrer Tradition in erster Linie zum Träger der Kultur berufen ist, und aus der bisher die besten Führer unseres geistigen, politischen und wirtschaftlichen Lebens hervorgegangen sind. Soll die Zukunft unserer Kultur augenblicklichen Geldbedürfnissen zuliebe aufs Spiel gesetzt werden?

Es ließen sich in dem rosigen Bilde, das Lifschitz vom schweizerischen Charakter entwirft, noch manche dunkeln Pinselstriche anbringen. Doch möge das dem schweizerischen Leser des Buches selbst überlassen bleiben.

ZÜRICH

DIETRICH SCHINDLER



ENGLANDS EUROPÄISCHE POLITIK¹⁾

Kein Historiker von Beruf, ein *Dilettant* hat dieses Buch geschrieben. Aber ein Dilettant im edelsten Sinne des Wortes, ein Autor, der, aus Neigung zu seinem Stoffe geführt und aus persönlichem Erleben gestaltend, mit innerer Nötigung sein Material formt, bis ein Werk aus einem Gusse geschaffen ist, in gleichem Maße dem Wahrheits- wie dem Kunsttrieb seines Urhebers Genüge leistend.

Wenn ein, und nun gar als Vizekanzler der Schweizerischen Eidgenossenschaft, aus dem aktiven politischen Leben Hervorgegangener sich der neueren Geschichte, sofern sie vorwiegend diplomatische Geschichte ist, mit Neigung zuwendet, so mag, was er hinzubringt, für manches entschädigen, das nur dem Zünftigen eignet; mehr als durch strenge Methode und Aufspürung des Materials bis in die letzten Schlupfwinkel wird sich *sein* Werk empfehlen durch den Blick aufs Ganze, durch den Flair für das politisch Entscheidende, durch lebendige Anschauung und Unmittelbarkeit.

Mit Englands Geschichte, Literatur und Volkscharakter seit langem vertraut, dem Genius des englischen Staates weit aufgeschlossen, ist Dr. David zu seinem Thema durch den Weltkrieg geführt worden. Sich in den großen Zeitabschnitt von den Revolutionskriegen bis zum Tode Palmerstons vertiefend, wollte er die Urteile gegen die britische Außenpolitik auf ihre Berechtigung prüfen, die in den Kriegsjahren auch bei uns bis zum Überdruß gehört und hier erst noch zumeist nur dem interessierten Ausland nachgebetet worden sind.

¹⁾ Heinrich David, *Englands europäische Politik*. Verlag Ernst Bircher, Bern 1924.